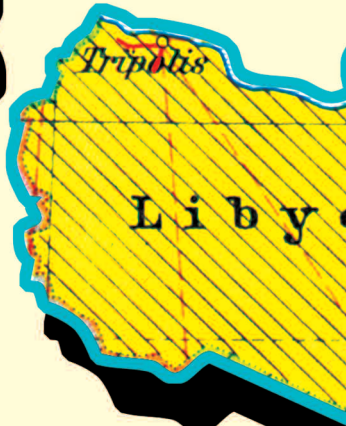
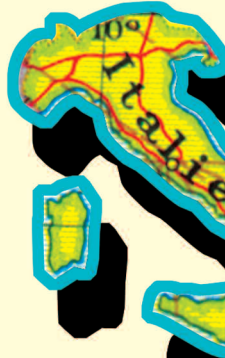


Abbas Khider

Der falsche Inder

Roman

Nautilus



2

Schreiben und Verlieren

In meiner Familie gab es keinen Schriftsteller. Man konnte nicht einmal ein vernünftiges Buch finden, mit Ausnahme des Korans und des Jahresberichts der Regierung. Verwunderlicherweise stieß ich trotzdem irgendwann auf einen Stapel Bücher. Es war die Bibliothek meines Schwagers Sadiq. Ich war damals noch sehr jung, als er zu uns kam und um die Hand meiner Schwester Karima anhielt. Er heiratete meine Schwester und ich seine Bücher. Sadiq war Dozent für Literatur an der Universität Bagdad, Literaturkritiker und ein wahrhaftiger Bücherwurm. Das erste Buch, das ich nicht für die Schule las, hatte er mir empfohlen und ausgeliehen. Es war eine Übersetzung aus dem Russischen: Ausgewählte Gedichte von Rasul Gamzatov. Nachdem ich es gelesen hatte, packte mich sofort der Vogel, der Büchervogel. Ich las wie besessen. Hauptsächlich Lyrik. Und eines Tages kam ich auf die Idee, selbst Gedichte zu schreiben. Das erste widmete ich meiner Nachbarin Fatima. Ich war verrückt nach ihr. Sie aber wusste nichts davon. Sie war sehr hübsch und hätte jede Menge Männer haben können. Mir aber schenkte sie keinerlei Beachtung. Deswegen hieß mein erstes Gedicht: »Seufzen«. Und so kam ich zum Schreiben. Damals verfasste ich Gedichte in rauen Mengen. Später fing ich an, Geschichten zu lesen und zu schreiben. Die Lyrik aber hat mich tiefer berührt, ich nannte sie damals die »Lunge des Lebens, die mich ein- und ausatmen lässt«.

Seitdem schreibe ich fast täglich. Ich bin eine echte Schreibmaschine geworden. Aber über die Frage, wieso ich schreibe, habe ich lange Zeit nicht nachgedacht. Erst vor Kurzem: Das Schreiben hatte immer etwas mit meinem Innenleben zu tun, das mich unaufhörlich dazu zwang. Dabei haben sich drei Phasen ergeben, die mir jedoch gar nicht bewusst waren. Am Anfang schrieb ich und dachte, durch dieses Schreiben könne ich meine Gefühle in Worte fassen. Wie eine Art Blitzableiter, der mich vor seelischen Niederlagen schützen sollte. Wenn mich ein Schicksalsschlag traf, schrieb ich und erfuhr so eine Erleichterung, als wären die Blitze, die meine Seele durchzuckten, auf das Papier abgeleitet worden. In der zweiten Phase glaubte ich, mit dem Schreiben die Welt verändern zu können. Genau wie ein Revolutionär, aber eben nicht mit der Waffe, sondern mit dem Bleistift. Daran glaubte ich wirklich sehr lange. Letztlich gelangte ich zu der Überzeugung, dass ich mich durch mein Schreiben selbst besser verstehen kann.

Wenn ich schreibe, sehe ich alles wie beim ersten Mal und versuche es genau nachzufühlen und neu zu begreifen. Ich bin nun Schüler und Lehrer zugleich. Ich unterrichte mich und lerne von mir. Und so kam ich auf die verrückte Idee, meine eigene Geschichte aufzuschreiben. Ich verriegelte fast täglich die Tür meines Zimmers, blendete die Außenwelt aus und tauchte in mich hinein, um jedes Mal ein weiteres verborgenes Stück meiner selbst an die Oberfläche zu ziehen. Ich entdeckte mich und die Welt neu und brachte diese Erkenntnis zu Papier. Ob das, was ich schreibe, das wahre Leben ist? Ich kann es nicht sagen.

Trotz meiner früheren Vielschreiberei habe ich es lange Zeit nicht geschafft, meine eigene Geschichte tatsächlich aufzuschreiben, mit den unzähligen Menschen, Städten, Kriegen, Aufständen, Toten, Frauen und Katastrophen in meinem Leben. Es lag nicht daran, dass ich lieber Poesie als Prosa schrieb. Nein. Auch Prosa schreibe ich durchaus mit

Leidenschaft. Die Ursache war eine gänzlich andere. Mein fürchterlich schlechtes Gedächtnis.

Ich kann viele Dinge schnell vergessen. Das ist eine Fähigkeit, ich nenne sie: die »Gnade«. Ihretwegen bin ich noch da. Kaum auszudenken, wenn ich mich an alles genau erinnerte. Ich hätte meinem Leben längst ein Ende gesetzt. Glücklicherweise also verfüge ich über ein löchriges Gedächtnis. Die schlimmsten Ereignisse fallen plötzlich aus meiner Erinnerung und tauchen nie wieder auf. Dazu kommt noch eine andere Fähigkeit, eine andere Gnade: Wenn doch einmal etwas Fürchterliches am Rand meines Gedächtnisses kleben bleibt, kann ich es ganz und gar verschönern. All der klebrige Schmutz löst sich in Windeseile auf, und es bleiben nur schöne Bilder, oder besser gesagt, die verschönerten Bilder.

Der Preis für diese Gnade ist aber sehr hoch. Wenn ich über wahre Begebenheiten schreiben will, habe ich nicht nur Mühe, Städte oder Aussehen der Menschen darzustellen. Meinen Geschichten fehlt auch das, was Geschichten zu Geschichten macht: Raum, Zeit und Handlung. Denn ich vergesse nicht nur Namen und Aussehen, auch die Zeiten mischen sich oft in meinem Kopf, und am Ende kann ich das Jahr nur ungefähr schätzen. Und damit nicht genug, auch die Geschlossenheit der Handlungen und ihre Chronologie fallen völlig weg, und von den wahren Geschichten bleiben manchmal nur ungeordnete und diffuse Erzählfetzen übrig.

Das ist aber noch nicht alles. Meine Notizen, die eigentlich meine Erinnerungen stützen sollen, bergen eine Gefahr in sich: Ich fürchte mich, meinen Tagebüchern Wichtiges anzuvertrauen, seitdem ich um die Gefahr ihres Verlustes weiß. Ich schrieb und schreibe nur selten hinein und nenne sie deswegen meine »Monatsbücher«. Ein, höchstens zwei Mal im Monat ein Eintrag. Nicht etwa, weil ich nicht schreiben wollte, nein, weil es gar nicht so einfach war, dort hineinzuschreiben.

In Bagdad, wo ich geboren und aufgewachsen bin, musste ich alles verbergen. Unter Saddams Herrschaft konnte ein einziges Wort Grund genug sein, das Leben zu verlieren. Deswegen schrieb ich alle möglichen Dinge mit Symbolen auf. Ich entwickelte ein eigenes Alphabet, aus lateinischen und arabischen Buchstaben, Mustern und Zahlen, was außer mir kein Mensch entschlüsseln konnte.

Dieselbe Technik habe ich später, während meiner Flucht in den arabischen Ländern, angewandt, um die Polizeikontrollen zu überleben, die alles, aber auch wirklich alles durchsuchten. Für solche Notfälle hatte ich mein eigenes Alphabet etwas abgeändert und um südirakische Umgangssprache erweitert. So konnte ich die Namen von Präsidenten, ihre Grausamkeiten, ihre Schlächtereien, aber auch unbekannte Widerstandsaktionen notieren, ohne dass irgendeiner auch nur das Geringste hätte ahnen können.

Heute aber habe ich das Problem, dass ich mein eigenes, selbst erfundenes Alphabet kaum noch entziffern kann. Die Schlüssel zu meinen Symbolen sind durch die Löcher meines Gedächtnisses gefallen und die Türen zu meinen damaligen Aufzeichnungen bleiben unwiderruflich verschlossen. Zu allem Überfluss sind etliche Seiten im Laufe der Jahre und der Flucht auch noch unleserlich geworden, denn ich hatte schon immer die Angewohnheit, mit Bleistift zu schreiben, was ich mir bis heute bewahrt habe.

Die Gedanken an verlorene Schriften kann ich verdrängen, doch meine Tagebücher sind vorhanden und erinnern mich immer wieder an den Verlust, der sich an den mit selbst erdachten Hieroglyphen beschriebenen Seiten genau abzählen lässt.

Eine andere Art von Verlust kam dazu: Manchmal glaube ich, meine Schreibergebnisse ähneln Zigeunerstämmen. Jedes Mal verlieren sie sich in einem Loch in dieser Erde. Eines Nachmittags kam ich nach Hause, wo mich das Schlimmste vom Schlimmsten erwartete. Mein Vater hatte

beschlossen, Saddamist zu werden. Der Himmel vergoss Tränen. Das Haus meiner Familie war nicht weit von der Bushaltestelle entfernt. Das Viertel Madinat-A'Thaura – Stadt der Revolution –, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, lag ruhig da. Nur das Klopfen des Regens überall. Ein seltsames Wetter zog über dem Viertel auf. Der Platz gegenüber dem Haus, auf dem ein Esel wohnte und der mit leeren Öl- und Tomatenmarkdosen, zerbrochenen Schnapsflaschen, kaputten Autoreifen und verbogenen Fahrrädern übersät war, füllte sich mehr und mehr mit Wasser. Ein kleiner See, der sich so vor unserem Haus gebildet hatte, wurde auch von Bächen gespeist, die aus den Innenhöfen der Häuser nach außen flossen. Abwasser mit Fäkalien, Müllresten und verdorbenem Essen wurde wie von Geisterhand aus den Sickergruben nach oben gedrückt und blieb, zum Himmel stinkend, vor den Hauseingängen stehen. Normalerweise begrüßte mich meine Mutter jedes Mal mit einem leckeren Gericht, wenn ich spät nach Hause kam. Dieses Mal begrüßten mich aber meine Manuskripte und Bücher im Wasser vor dem Haus. Wie Leichen an der Front lagen sie da und schauten mich entsetzt an. Ich schaute hysterisch zurück wie jeder Iraker, bei dem sich in solchen Fällen Panik und Fassungslosigkeit unweigerlich vermischen.

Ich betrat das Haus. Meine Schwester sagte zu mir: »Das war Vater.«

Seitdem hatte ich ein äußerst getrübtetes Verhältnis zu meinem Vater. Wir konnten uns nicht ertragen. Wir waren wie Fremde. Ich muss zugeben, dass ich nach diesem Vorfall ihm gegenüber sehr hartherzig war. Allein, ihn anschauen zu müssen, bereitete mir Übelkeit. Doch so erging es mir in letzter Zeit öfter, wenn ich mich selbst oder viele meiner Mitmenschen ansah. Wir alle waren zu Fantasiecreaturen mutiert. Oder wie hätte es sonst sein können, dass ein Staat das Lesen und Schreiben außerhalb von Schulen und Universitäten in kriminelle Handlungen verwandelte, sodass mein